Pflanze, Mensch und Gärten

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **55 (1968)**

Heft 2: **Häuser für die Jugend - Die Landschaft als Kunstwerk**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

mokratischen Wahlen stattgefunden hatten); sie erheben eigene Steuern (als Beiträge), lösen Landstreitigkeiten, verhindern die Bodenspekulation und organisieren genossenschaftliche Projekte. Das alles geschieht außerhalb der staatlichen, politischen und Rechtsordnung. Das schwierigste Problem der Bewohner ist die Arbeitsbeschaffung. Ein Teil der Beschäftigten arbeitet in der Barriada selbst, beim Bau und im Betrieb kleiner Läden und Werkstätten. Jedoch arbeiten immer mehr Siedler in der Stadt, und einige haben bereits hochqualifizierte Berufe.

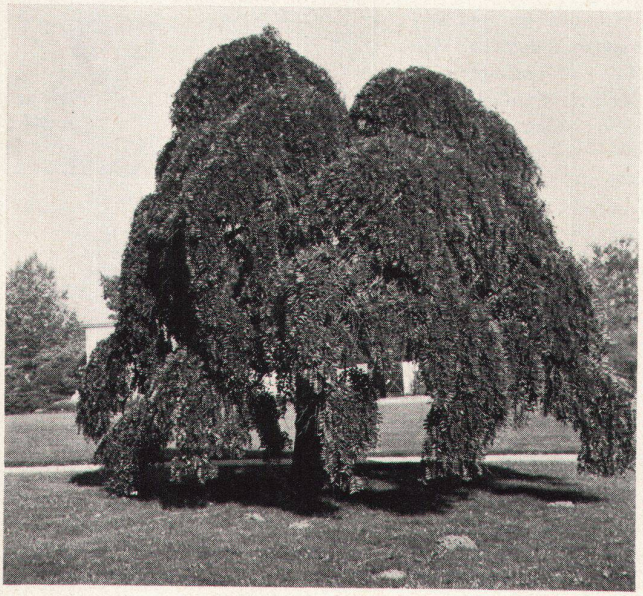
Die Bewohner dieser Barriadas sind sehr initiativ und haben einen starken Gemeinschaftsgeist. Sie haben beachtliche Leistungen erbracht ohne Hilfe von außen und sind deshalb sehr selbstsicher. Das Verhältnis der Siedler zur Außenwelt ist schwierig, wahrscheinlich wegen ihres schlechten Rufes. Sie haben Schwierigkeiten, ihre Ansprüche auf öffentliche Dienste durchzusetzen; noch immer müssen die Kinder meistens auf Schulen außerhalb ihrer Siedlung, ihre Stellung vor den Behörden ist nicht gesichert. (Mangin berichtet von einer Geburtsurkunde, die durch den Stempel «provisorisch» geziert wird.)

Der Autor wendet einen großen Teil seines Artikels auf die Bauten und die physische Organisation der Barriadas und meint, sie seien lehrreiche Beispiele für eine rationale, soziale und vernünftige Art, die Beseitigung des Behausungsproblems für diese Bevölkerung in Angriff zu nehmen: Besonders im Wohnungsbau haben die Leute aus den Barriadas bessere Leistungen als die Regierung erbracht und zu geringeren Kosten. Zudem ist auch der Entwurf der offiziellen Projekte fehlerhaft. Die Bewohner der Barriadas haben die Häuser nach ihren Bedürfnissen und dem Prinzip «Die wichtigsten Dinge zuerst» geplant und errichtet.

Sie bauen zuerst die Mauern und das Dach und lassen Baderäume und Elektrizität für später. Sie bauen Flachdächer, damit sie dann ein zweites Geschoß daraufsetzen können. Auch benötigen sie einen Hof für Hühner und Schweine und einen großen Raum an der Hausfront, der als Geschäfts- oder Wirtschaftsraum genutzt wird.

Große, mehrstöckige Projekte, wie die durch die Regierung gebauten, bedingen ein höheres wirtschaftliches Engagement, und diesem mißtrauen die Siedler. Heute versucht die Regierung in Peru eher, bestehende Häuser zu sanieren, und man hat damit angefangen, niedrigverzinsliche Darlehen zu gewähren und, damit verbunden, freiwillige technische Hilfe bei Entwurf und Bauführung der Wohnungen.

John Turner, ein Architekt, der in Peru eine lange Erfahrung hat, meinte, wenn man Land verkaufte und den Leuten erlaubte, ihre Häuser selber zu bauen, würden die Kosten sowohl für die Bewohner wie für den Staat gesenkt. «Unsere Studien zeigen, daß solche Siedlungen viele konstruktive Elemente enthalten, deren Bedeutung nicht verkannt werden soll. Die Leute finden, daß ihre jetzige Situation der in den Provinzen und in den städtischen Slums vorzuziehen ist und daß sie eine Investition für ihre Zukunft und ihre Kinder haben. Was wir in Peru gelernt haben, wird durch Untersuchungen in Squatter-Siedlungen an anderen Orten untermauert. Die Siedler haben eine eigene Antwort auf die schwierigen Probleme der Behausung und gemeinschaftlichen Organisation, welche die Regierungen nicht zu lösen in der Lage sind, hervorgebracht.» Pfromm



1



2

1
Japanischer Schnurbaum, Sophora japonica, im Park

2
Zweige des Schnurbaumes, davor Herbstanemonen, Anemone vitifolia

Photos: J. Hesse, Hamburg

Pflanze, Mensch und Gärten

Ein Schnurbaum

Ist Ihnen vielleicht schon einmal in einem öffentlichen Park ein auffallend hübscher und etwas bizarrer Baum, der unserer Robinie ähnlich sieht, aufgefallen? Dies ist der schirmförmige Japanische Schnurbaum, Sophora japonica «pendula». Sie werden ihm angesehen haben, daß er zu den Hülsenfrüchtlern, Leguminosae, gehört, doch seinen Namen konnten Sie nur als Botaniker oder Gärtner wissen. Sein Beiwort «pendula» wird Ihnen wieder geläufig sein. Tatsächlich hängen seine Äste wie bei der Trauerbuche und -birke in Bögen herunter.

Die ovalen sommergrünen Blätter dieses Schnurbaumes sind unterseits weißlich und behaart. Sie sitzen, etwas verschoben, paarweise an Stengeln. Die jungen Zweige haben eine grünliche Rinde, während ihr Holz gelb und innen braun ist. Im Juli bis in den August hinein blüht dieser Baum ein wenig enttäuschend, indem die grünlichgelben Schmetterlingsblüten unscheinbare traubenförmige Blütenstände bilden. Verblüht jedoch, hängen die 8 cm langen, rundlichen und perlschnurartigen Rispen in auffallenden braunen Büscheln herunter und zieren den schon an sich dekorativen Baum noch mehr.

Der Japanische Schnurbaum heißt in England korrekter «Chinese Pagode Tree». Er kam 1747 aus China zu uns. Heimisch ist er nur noch in Korea. In seiner aufrechten Form wird er im Alter bis 25 m hoch, doch die pagodenartige Hängeform wächst sehr langsam und erreicht höchstens 8 m. Trotzdem sollten wir diesen hübschen Baum nur in Gärten, die über 2500 m² groß sind, anpflanzen. In Parkanlagen steht er am besten allein auf dem Rasen, während er im Privatgarten auch an der Grenze einen schönen Hintergrund bilden kann. Reizvoll sind weiße oder rosafarbene Herbstanemonen, Anemone vitifolia, davor. Aber auch viele andere Stauden, wie zum Beispiel weiße, rosa oder lachsrote Astilben, Astilbe japonica, kommen vor diesem lebendigen grünen Vorhang gut zur Geltung.

Der Japanische Schnurbaum sollte im zeitigen Frühjahr, am besten in leichten, durchlässigen und kalkhaltigen Boden, gepflanzt werden. Da er in seiner Jugend frostempfindlich ist, muß er in nördlichen Gegenden etwas geschützt stehen.

J. Hesse

Tagungen

Internationales Brancusi-Kolloquium

Das internationale Kolloquium, das zu Ehren des zehnten Todestages von Constantin Brancusi in Bukarest vom 12. bis zum 15. Oktober 1967 stattfand, kreiste von den verschiedensten Aspekten her um die Person und das Werk des Bildhauers. Die Anregung ging vom rumänischen Kultusministerium aus und der «Vereinigung der rumänischen Künstler», im Zusammenschluß mit dem Internationalen Kunstkritikerverband, AICA (Präsident: J. Lassaigne). Eingeleitet wurde die Feier mit der Sinfonie eines jungen Bukarester Musikers, «La Colonne sans fin». Bildhauer, Architekten, Maler, Museumsdirektoren, Kunsthistoriker- und -kritiker aller Länder meldeten sich zum Wort, wobei eine völlig freie und entpolitisierte geistige Einstellung auch der rumänischen Teilnehmer spürbar war. Positiv erschien auch, daß man ohne alles nationalistische Prestige die Bindung Brancusis an seine heimatliche Folklore nicht überbetonte, im Hinblick auf die ästhetische Reifung und universale Erweiterung, die seine Entwicklung in der französischen Metropole erfuhr. Hier wurde der Bauernsohn von Horbitza zum Montparnassien und stieg zu globaler Anerkennung empor. – Dabei konnte man gerade auf dieser Reise wiederum die starken Einflüsse, die von der bäurischen Holzarchitektur auf Brancusis Gestaltung sich auswirkten, feststellen.

Besonders interessant waren die Beiträge der Architekten, welche die Räumlichen proportionalen und luminösen Eigenschaften dieser Kultur untersuchten, sowie ihre kinetische Entfaltung in der Zeit, wie bei der «Colonne sans fin». Fahrten durch die heimatlichen Regionen des Künstlers führten nach Craiova (nahe bei seinem Geburtsort Horabitza), wo er die erste künstlerische Schulung erfuhr und wo ein gepflegtes Museum Frühwerke von ihm beherbergt sowie seine bekannte, preisgekrönte anatomische Studie «L'écorche».

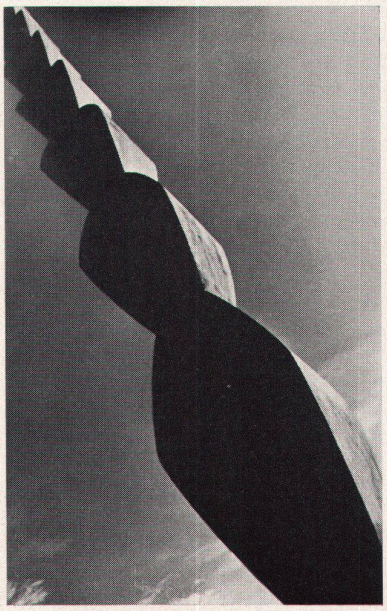
In Tîrgu-Jiu der groß angelegten «in-memoriam»-Komposition Brancusis für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges zu begegnen, bedeute wohl den Höhepunkt der Reise, da man hier erst die volle räumliche Ausstrahlungskraft der himmelstürmenden Totenstele im Zusammenhang mit den «Tisch»- und den «Tor»-Monumenten: «La Table du Silence» und «La Porte du Baiser», erleben konnte. Die skulpturale Trilogie wird hier jedesmal zu einer symbolischen Ehrung der Toten erhoben.

Um diese Werke dem Stadtganzen einzuordnen, wurden dem Bildhauer auch urbanistische Eingriffe und Änderungen gestattet. Es ist dies bis heute die einzige Werkgruppe Brancusis, welche der Öffentlichkeit erschlossen ist.

Daß das Werk sich in seiner völlig neuen Interpretation und Formation eines Grabmonumentes für «gefallene Helden» durchsetzte, ist erstaunlich. Anstelle pathetischer Heroenfigurationen wird hier aus einfachsten Elementen eine erhabene kultische Sprache unserer Gegenwart geformt in mythischer Prägung: Himmelstor – Opfertisch – Himmelsleiter.

Brancusis Werk, welches auch in der Heimat Existenzkrisen durchmachte, hat sich als neues, freies künstlerisches Geschehen durchgesetzt und ist fast zum klassischen Besitz der Nation geworden. Man kann nur hoffen, daß auch in Rumänien sein Werk jüngeren Generationen die Wege zu einer freien künstlerischen Sprache öffnen wird.

C. G.-W.



Constantin Brancusi, Endlose Säule. Tîrgu-Jiu

Nachrufe

Der Maler Hermann Huber †

13. September 1888 – 9. Dezember 1967

«Hermann Huber ist nicht wegzudenken aus dem Kunstleben Zürichs und der Schweiz», sagt René Wehrli im Katalogvorwort zu der eindrucksvollen Zürcher Ausstellung von 1964, die ein Gegenstück zu der noch viel umfangreicheren von 1942/43 bildete. Beide Male trat der Maler, Zeichner und Radierer aus der Stille des «Jägerhauses» in Sihlbrugg-Dorf mit einer Rückschau hervor, die von den wuchtig-expressiven Figurenbildern der ersten Vorkriegszeit bis zu den ebenfalls rhythmisch durchpulsten Kompositionen späterer Jahre führte, welche dem nach Verinnerlichung des Bildausdrucks verlangenden Künstler viel mehr bedeuteten als die begreiflicherweise leichter zugänglichen Landschaften, Blumensträuße und Bildnisse. In eine gewisse Einsamkeit steigerte sich in der Spätzeit Hermann Hubers die malerisch ungemein subtil durchgestaltete Gruppierung leicht primitivistisch geformter Gestalten hinein, als erzählerische, symbolische und allegorische Bildgedanken nach Geltung verlangten.

Wie seine Generationsgenossen Reinhold Kündig, Paul Bodmer, Albert Pfister und der verstorbene Otto Baumberger, die einst an der Ausgestaltung des Universitätsgebäudes mitarbeiteten, hat Hermann Huber in der Landschaft gelebt. Die Bilder aus Klosters (1918 bis 1925), aus Kilchberg am Zürichsee (1925 bis 1933), und aus den dreieinhalb Jahrzehnten im Sihltal (1933 bis zum Lebensende) bilden nicht nur in landschaftsmotivischer Hinsicht fest umrissene Gruppen. Die gleitende Farbenlyrik der Waldbilder aus Graubünden, die familiäre Häuslichkeit und Seeuferfreude in Kilchberg und die zu strenger Geschlossenheit durchgearbeiteten Garten- und Flußlandschaften aus Sihlbrugg-Dorf zeigen einen Weg auf, der von der Vertiefung der lebensnahen Idylle zu einer durchgeistigten Weltschau führte. So wie Hermann Huber vor seinen Figurenkompositionen vom Ethos des Künstlers sprach, wollte er bei den Landschaften und den vollklingenden Blumensinfonien die «malerische Form» anerkannt sehen. Die eindringliche Verdichtung des Bildganzen durch ein eng gestricheltes Kleingewebe zeichnet auch die wundervollen Federzeichnungen und die feingliedrigen Radierungen Hermann Hubers aus.

E. Br.